

Vernunft und Glaube

Die neue Enzyklika „Fides et ratio“ vom September 1998 über das Verhältnis von Glaube und Vernunft steht in einer katholischen Tradition, die auch deswegen beachtenswert ist, weil sie einem Verdacht zuwiderläuft, der nicht selten allen religiösen Lebensäußerungen und Auffassungen gegenüber ausdrücklich oder zumindest uneingestanden entgegengebracht wird: daß sie nämlich nur auf einem Feld gedeihen könnten, das die Vernunft brachliegen gelassen hat. Es gab und gibt einen antireligiösen Glaubenssatz von Aufklärern, wonach Gott nur in einer Dämmerung akzeptiert werden kann, in die das Licht der Vernunft noch nicht vorgedrungen ist. „Unter den schärferen Mikroskopen fällt er“, dichtete emphatisch Bertolt Brecht. Bestenfalls wird da der Religion noch eine Funktion für das Gefühlsleben eingeräumt, zuständig für gemütvolle Weihnachtsfeiern oder zur weihvollen Umrahmung von familiären Ereignissen wie Geburt, Hochzeit oder auch Tod. Auf dem Terrain des Verstandes und der Wissenschaft hingegen habe sie nichts verloren.

Dem entspricht auf der Seite mancher Religionsvertreter ein Mißtrauen gegen die Vernunft, vor allem in ihrer wissenschaftlichen Ausprägung. Das kann sich in Formen „abergläubischer Esoterik“ äußern, gegen die sich die Enzyklika beiläufig ausspricht, oder in einem Beklagen schwindender Glaubensbereitschaft, als ob blinder Glaube, das ungeprüfte Für-wahr-Halten von Sätzen oder Theorien, ein Ideal und nicht vielmehr unverantwortlich wäre; oder im Mißbrauch des Wortes „Geheimnis“, das in der Theologie auch zur Maskierung von Denkfaulheit auftreten kann oder vorgeschoben wird, um kritisches Weiterdenken in Glaubensfragen zu untersagen. Da wirkt die Feststellung der Enzyklika klärend, „daß die Tiefe und Unverfälschtheit des Glaubens gefördert wird, wenn er sich dem Denken verbindet und nicht darauf verzichtet“. In diesem Sinn hat das Christentum, insbesondere in seiner katholischen Ausprägung, immer auf der Vernünftigkeit des Glaubens bestanden. Schon der Römerbrief stellt fest, die „unsichtbare Wirklichkeit“ Gottes werde „an den Werken der Schöpfung mit der Vernunft wahrgenommen“. Die Betonung der Vernunftgemäßheit des Glaubens wird im Ersten Vatikanischen Konzil zu der Aussage gesteigert: „Die richtig gebrauchte Vernunft beweist die Grundlagen des Glaubens.“

Eine wichtige Rolle, die von der Enzyklika der Philosophie und der Vernunft für den Gesamtentwurf des menschlichen Lebens zugewiesen wird, könnte man so beschreiben: Der Mensch ist in seinem Tun und Planen auf die Sinnhaftigkeit seiner Unternehmungen aus. Wenn wir den Sinn von etwas klären möchten, fragen wir danach, was das soll oder was sein Ziel oder Zweck ist. Wenn wir darüber

keine Kenntnis haben, dann können wir Ereignisse oder Situationen zwar beobachten, beschreiben, wohl auch die Gesetzmäßigkeiten feststellen, nach denen sie zustande kommen, aber wir können nicht begreifen, was sie sollen, verstehen sie also in diesem Sinn nicht. Das Bemühen erfahrungswissenschaftlicher Erkenntnis beschränkt sich nun aber darauf, die Geschehen in der Welt und ihre Gesetze zu erforschen und darzustellen. Danach, was sie sollen, fragen sie nicht. Daher kann Wittgenstein feststellen: „Wir fühlen, daß selbst, wenn alle möglichen wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind.“ Es ist auch schwer vorstellbar, wie man über ein Ziel der Welt befinden könnte, wenn man nicht eine Institution annimmt, die der Welt ein Ziel vorgegeben hat, etwa einen Schöpfergott. Zumindest in der Frage nach dem Sinn der Welt und aller Abläufe in ihr berühren sich also Vernunft und Glaube.

Bei der Rede vom „Glauben“ muß allerdings angemerkt werden, daß die Enzyklika „Fides et ratio“ dem kirchlichen Sprachgebrauch folgt, für den „glauben“ fast durchweg besagt, daß man Aussagen oder Lehren für wahr hält. Im Neuen Testament herrscht jedoch eine andere Bedeutung vor. Sie findet sich in der Umgangssprache seltener, nämlich in der besonderen Situation, wenn wir einem beteuern, wir glaubten an ihn. Das heißt dann, daß wir uns ganz und gleichsam blindlings auf ihn verlassen, daß wir sicher sind, er werde uns nie enttäuschen. Hier geht es dann nicht um das Annehmen von Meinungen, sondern darum, daß man ganz auf eine Person setzt, auf die man sich völlig verläßt, also um einen „Hingabeglauben“ an eine Person.

Den fordert Jesus, wenn er von seinen Jüngern verlangt: „Glaubt an Gott und glaubt an mich!“; den meint er, wenn er öfter einem von ihm Geheilten sagt: „Dein Glaube hat dir geholfen.“ Von ihm versichert der Römerbrief, „daß der Mensch gerecht wird durch den Glauben, unabhängig von den Werken des Gesetzes“. Von diesem Glauben gilt die Feststellung Thomas von Aquins, den die Enzyklika übrigens rühmend erwähnt, er gehe auf die Person, während das Wissen bei Sätzen ende. Da demnach Glaube in diesem Sinn und Vernunftwissen nicht auf der selben Ebene liegen, können sie auch nicht in solche Konflikte geraten, wie sie sich in der Geschichte zwischen Lehraussagen der Kirche und Feststellungen der Wissenschaft ergeben haben. Gerade weil die Ausführungen der Enzyklika über das Verhältnis von Vernunft und Glaube, verstanden als eine Zustimmung zu Glaubenssätzen, sehr beachtenswert sind und sich hoffentlich auch auf die kirchliche Praxis auswirken, bleibt der Wunsch, daß auch dem Verhältnis von Vernunft zum Hingabeglauben eine ebenso gründliche Aufmerksamkeit zuteil werde, denn es ist dieser Glaube, der entscheidend für das Heil des Menschen ist, während der Satzglaube nur ein – wenn auch unentbehrliches – Hilfsmittel zu diesem Ziel darstellt.

Albert Keller SJ